



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lampert, Friedrich: Herbsttage in Schwaben. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Bochara und Chiwa bis zum Uralsee; endlich das Turkmenengebiet in den Steppen am Ostgestade des kaspischen Meeres.

Wenn wir hinzufügen, daß zahlreiche astronomische Ortsbestimmungen in dem Werke mitgetheilt sind, daß, sowohl vom militärischen wie kaufmännischen Standpunkte aus die Verkehrsmittel und die Straßen besonders berücksichtigt wurden, daß die Naturprodukte in jedem einzelnen Abschnitte eingehend erörtert sind, so haben wir wohl genug gesagt, um dies unentbehrliche Werk dem Soldaten, Politiker und Geographen zu empfehlen. Doppelt willkommen und weit brauchbarer wäre es aber geworden, wenn demselben — da es doch wesentlich zum Nachschlagen dient — ein Register beigegeben gewesen wäre. Wir vermiffen dasselbe schmerzlich, unsomehr, da nicht einmal ein Inhaltsverzeichnis vorhanden ist.

## Herbsttage in Schwaben.

1.

Von Friedrich Lampert.

Flüchtige Skizzen flüchtiger Wandertage! Man wandert so schnell in unserer Zeit, selbst wenn das Zufußgehen der Eisenbahnfahrt sich gesellt. Und zu Fuß muß man wandern im Schwabenland, wenn man wahren Genuß von seiner einfachen, aber so überaus lieblichen Schönheit haben will, und geht man dann ab und zu, wo's gerade nöthig ist, zur Eisenbahn zurück, so kann man in Tagen, wie ich's dem freundlichen Leser zeigen will, viel die ganze würtemberger Geographie fast, durchmachen.

Es war im September, in jenem Monat, wo zwar der Tag kürzer, aber die Luft reiner und der Himmel blauer, als im schwülen, ermattenden Hochsommer ist, wo es sich darum allenthalben am gesichertsten gegen Wetterstörungen und namentlich mit der meisten Garantie für unverkümmerte Bergausfahrten reisen läßt. — Die schon dem Untergang sich zuneigende Sonne glänzte in den Fenstern des großen Jagdsaales des Weikersheimer Schlosses. Es ist dies Schloß ein Prachtstück der Renaissance; der Epheu schlingt sich am Portal hinauf, draußen im Garten aber stehen Hecken und Bäume à la Louis XIV. geschnitten. Unweit des fürstlichen Parkes liegt der Bahnhof. Von Mergentheim her, der alten Deutschordensstadt, aus dem Tauberthal heraus, kam der Zug. Er trat in ein kleineres, von hohen Steilrändern umfaßtes, das Vorbachthal, ein. Es ging aufwärts. Die Locomotive mühte sich ab. Die Dunkelheit eines langen Tunnels bereitete auf die der einbrechen-

den Nacht vor. Auf dem Bahnhof von Crailsheim brannten schon die Lichter. Die alterthümlich in die nächtlichen Schatten hineinragende Oberamtsstadt mit ihren Thürmen und ihrer steilgedachten Johanniskirche ist eine pittoreske Bahnstafage, aber für uns diesmal nicht mehr als das; wenn einmal die nun bald vollendete Nürnberger Bahn hier mündet, wird man ihr mehr gerecht werden.

Crailsheim ist Knotenpunkt; man muß Acht geben, den rechten Zug zu finden. Wir waren in dem richtigen, auf der „obern Jartbahn“, also schon aus dem württembergischen Franken heraus, in das wir, aus dem bayrischen kommend, bei Weikersheim eingetreten waren. Es ist der Beobachtung werth, wie viel Verschiedenheit in Land und Leuten, Sitte und Sprache, selbst der äußern Erscheinung des Bodens, auf einem verhältnißmäßig so kleinen Stück Erde, wie das von den schwarz-rothen Grenzpfählen umzäunte ist, sich offenbart. Ich brauchte nur etwas im Waggon mich umzuschauen und umher zu horchen: gleich der Dialekt sondert den württemberger Franken vom Schwaben ab; die Rede des ersteren hört sich weicher, fließender, gegen die schwerfällige, dem Sprecher noch dazu fast mühselig zu entlockende des Schwaben. Auch seine gewandteren, gefälligeren Umgangformen machen sich so gut kennbar, wie der Unterschied der Kleidung. Der niedere breitkrämpige Hut, der schwarzgraue lange Tuchrock mit der dunklen Manchesterweste und den langen Beinkleidern der Männer, wie die buschärmligen Spenser und Reis- und Bandhauben der Frauen sind ganz andere Erscheinungen, als wir sie bald da sehen werden, wo das deutsche Häubchen auf dem Haupte der Frauen, die Pelzmütze auf dem der Männer sitzt.

Ueber den Wiesen und grünen Büschen des Jartthales wallten Nebel auf, aber Erbkönigs Töchter spielen nicht an den prosaischen Eisenbahnen. Ellwangen, die Hauptstadt des alten Biengrundes, Station Goldshöhe, wo die Remsthalbahn mich aufnahm, „Wale“, wie jeder halbweg geschulte Schaffner beim schwäbischen Schilda anstatt des schriftgemäßen „Valen“ ruft, — all das war endlich vorüber: in G m ü n d erreichten wir des ersten Reisetages Ziel. Im Gasthof zum Rad „schwäbelte“ es schon ganz ordentlich an der Abendtafel um uns her. Offiziere, die zu den Herbstmanövern da waren, ruhten sich bei der Flasche aus. Guter rother „Heilbronner“ funkelte in dieser. Man soll in Gmünd besser noch als anderswo im Schwabenland das Bechen und Jubilieren verstehen. Gaudium mundi hat es drum ehedem geheßen. Justinianus Kerner hat davon gesungen:

„Und wenn bald ringsum verhallen  
Becherklingen, Tanz und Sang,  
Wird zu Gmünd noch immer schallen  
Selbst aus Trümmern lust'ger Klang. —“

Aber noch hat's mit den Trümmern gute Weile. Denn die gute Stadt sieht trotz ihres alterthümlichen Wesens noch recht solid und kräftig aus. Nur eine ihrer schönen alten Kirchen, die Johanniskirche, war etwas hinfällig geworden. Man restaurirte daran. Nicht immer bringen Restaurationen etwas Gescheidtes zu Wege. Man mengt zu gern das Moderne in den alten Stil. Aber hier soll's besser werden. Man hofft den, namentlich in der üppig reichen Ornamentik der Außenseite merkwürdigen romanischen Bau in möglichster Unversehrtheit zu reproduziren. Gmünd hat gewissermaßen ein Privilegium zu Kirchenbauten. War doch Heinrich Arler, der Schöpfer des Mailänder Domes, ein Gmündner Kind. Ob ihn wohl manchmal, wenn er vom marmornen Dach seines Wunderwerkes hinüber zu den fernen Alpen schaute, ein Heimweh faßte nach dem schönen stillen Thal, in dem seine Vaterstadt so sanft gebettet ruht? Hieß sie vielleicht auch *gaudium mundi*, weil ihre Lage so gar herzergökend ist? Sie gehört schon dem Kernland Schwabens an, dem schwäbischen Hügelland mit seinen weichen und sanften Conturen, den üppigen Frucht-, Obst- und Nebenpflanzungen an Berg und Thal. Diesem Boden entwachsen, wie die alten Herzoge von Schwaben, die Staufeu, so auch die gegenwärtigen Fürsten von Württemberg. Hier ist aber auch die Wiege Keppler's und Schiller's, hier das Land, da auf wechselvoller Oberfläche jede Individualität sich ausprägt, sei es die des Weines, des Obstes, der Kinder oder der Menschen. — Es war classische Erde, über der die Septembersonne aufgegangen war. Der Schnellzug hielt in Lorch. Hart an der Eisenbahn zieht sich der Weg einen nicht hohen Berg hinan. Die noch immer ansehnlichen Bauten eines alten Klosters stehen auf ihm: des Benediktinerklosters Lorch, — der Hohenstaufengruft.

Ein Mausoleum des großen deutschen Kaisergeschlechtes, wie es die Habsburger bei den Kapuzinern in Wien, die Oranier in Delft, die Könige Frankreichs in Saint-Denis, die Hohenzollern im Münster von Heilsbronn haben, ist es nicht. Keiner von den Hohenstaufen, die die Kaiserkrone getragen haben, schläft in ihm. Wie sie ruhelos durch die Welt gezogen sind, sie sich dienstbar zu machen, und dann da und dort das müde Haupt niedergelegt haben, so sind sie auch im Tode verstreut. Einsam, wie das ganze hohe Geschlecht dasteht, wie heute noch der Berg, der seine Stammburg trug, losgetrennt von den übrigen Bergen der schwäbischen Alb, daliegt, sind sie auch begraben. Nur Ciner, Philipp, ruht bei den Genossen gleichen Ranges im Kaiserdom zu Speier. Aber ist auch keiner der alten bekannten großen Hohenstaufennamen auf den Gräbern in Lorch zu lesen, so verdient doch die kleine Kirche den Namen, den wir ihr gegeben. Die Stifter des Klosters, Friedrich von Schwaben und seine Gemahlin Agnes waren die Ersten, denen das Trauergelände vom nahen Hohenstaufen herüber hierher gegeben ward

Und siebzehnmal hat dann noch das Todtenglöcklein des Lorcher Klosters den Edlen ihres Hauses geläutet. Konrad's I. Gattin und Söhne, Barbarossa's Mutter und Kinder, Beatrix, Otto's IV. Gemahlin, auf deren Sarg die Inschrift stand: „filia formosa, jam cinis, ante rosa“, sind hier gebettet. Aber unter all den Namen, die da der Hüter der Todtengruft nennt, klingt Einer am poetischsten aus der alten Zeit herüber:

„Nascituram Orientis,  
laurus quondam atque palmae  
cum cypressis salutarunt:  
morituram occidentis  
ilices et quercus almae  
commoerentes adumbrarunt.  
nobilis Grajorum nata  
eu, quo dura trahunt fata  
sepulturae requiem!  
nec solamine carebis,  
jam cum angelis videbis  
quem planxisti, conjugem,“

hat Victor Scheffel Irenen von Byzanz zur Grabchrift geschrieben. Als sie von der Leiche des ermordeten Gatten weg, von Bamberg nach dem Hohenstaufen geflohen, fand sie hier bei den Todten auch das Ende ihres Liebeswehs und Herzeleid's. Beim Umgraben des Klostergartens stieß man vor Jahren auf den goldnen Ring, den sie einst Philipp am Traualtar gegeben. Auf einen der alten romanischen, das Kirchlein stützenden Pfeiler sieht man Beider Bild. Der Rosenstrauch, der neben Irenen blüht, deutet auf Walter's von der Vogelweide Gruß an sie: „Ros' äne dorn, ein tube Sunder gallen.“ Ihr Grab ist nicht bezeichnet. Keins ist das. Ein sorglicher oder besser fürwitziger Abt hat einmal alle Gräber öffnen lassen und aller Asche in Einen großen Sarkophag, der mitten in der Kirche steht, gesammelt. Da hat sich auch der Staub der schönen griechischen Kaisertochter dem der deutschen Fürsten und Fürstenkinder gemischt. Aber alt, unverändert, wie es vordem war, ist Alles: der Boden des Kirchleins, die Wölbung des Dachs, die Pfeiler und die Bilder an ihnen. Durch die Fensterbogen schlingt sich alter Epheu; die hereindringenden Sonnenstrahlen fielen gerade auf Irenens Bild. Draußen aber vor dem Kloster steht die alte Linde, in deren Schatten schon alle die lebend gewandelt, die da drinnen schlafen. Vor Jahren, als ich einmal vom Hohenrechberg hinüber nach Lorch kam, war noch an dem alten mächtigen Baum kein Aestchen geknickt. Diesmal fand ich ihn gebrochen. Zu derselben Zeit, als der Birnbaum auf dem Walsersfeld zu Grunde ging, splitterte auch von der Hohenstaufenlinde ein Sturm ein beträchtlich Stück ab. Auch die Bäume der alten Kaiserzeit mahnten, daß die Zeit erfüllt, daß die Thatkraft

eines neuen Reichs an die Stelle der Trauer um das alte getreten war. Die Geister Lorchs zeigten mir die Richtung meines Weiterwegs: vom Grab zur Wiege der Hohenstaufen, nach Wärschenbeuren. Gerade in der Mitte zwischen Lorch und dem Hohenstaufen liegt das Dörfchen. Noch stehen die Grundmauern des alten Wärschenschloßchens. Von ihm stieg ein Friedrich von Büren zur Höhe und baute sich auf dem Stwipfen, dem „Stufenberge“, ein hohes Haus. Kein Stein steht mehr von ihm. Schon der Bauernkrieg schleuderte die Brandsackel in die Kaiserburg. Martin Crusius sah 63 Jahre später ihre Trümmer, die von ihrer Größe zeugten, und stimmte die Klage an: „lieber Gott, soll eine so große Herrlichkeit der mächtigsten Fürsten zu einem so scheußlichen Anblick gediehen sein? Alles ist verschwunden, wie ein Rauch, Alles hinweggeflogen wie ein Vogel. Ein Bauernschultheiß hat jetzt die Schlüssel zu dem Thor, er mäht das Gras im Schloßhofe, der Hollunderbaum wächst da und dort in den Winkeln. In allen Theilen des Schlosses ist kein Bildniß, keine Inschrift, kein Wappen, keine Farbe mehr. Alles ist durch Feuer, Regen oder böse Zeiten ausgetilgt. Was ein schöner Körper war, ist jetzt nur ein Beingerippe.“ Jetzt ist auch das Gerippe verschwunden. Der Bauernschultheiß hat kein Thor mehr zu verwahren, selbst kein Hollunderbaum wächst mehr im Schloßhofe. Denn Thor und Schloßhof selbst sind nicht mehr vorhanden. So kahl und verlassen liegt kein Berg im deutschen Reich. Der Emporblick an seinem Gipfel hat im Anfang etwas Finsternes und Wildes; der Anstieg ist steil und mühsam, namentlich von der Seite aus, auf der ich kam, und dazu in der heißen Mittagsstunde. Auch die ist eine Geisterstunde, so gut wie die Mitternacht. Und ein Geisterreigen seltener Art schwebt um die einsame Höhe her; ein unsagbar großes Stück deutscher Geschichte baut sich der Erinnerung auf ihr auf. Weit reicht der äußere, noch weiter der innere Blick: weit über den blauen Bergrand der Alb, weit über das lachende, blühende, hier zu Füßen gebreitete schwäbische Hügelland geht dieser hinaus; bis zu den Fluthen des Saleph, die über einem greisen Kaiserhaupt zusammenschlagen, bis zur Altenburg, wo ein anderes dem Mörderdolch verfällt, nach Palermos glänzendem Hof, auf Neapels Markt und das Blutgerüst, von dem des letzten Hohenstaufen blondes Haupt in den Sand rollt.

Machte es gerade die Mittagsstunde oder war die Reisezeit wirklich schon so weit vorgeschritten, daß der Wanderer weniger waren: ich war allein auf dem einsamen Berg. Die Gegend lag nicht im vollen Sonnenschein; die ferneren Berge, die Teck, der Hohenneuffen, die Alchalm und was man sonst von der Alb hier sieht, erschienen nicht klar und deutlich, wie man's sonst gewohnt; das Stück des alten hercynischen Waldes, das man nordwärts gewahrt, schaute sogar ganz düster herüber, aber das alles dünkte mir fast

natürlich für die ernste Hoheit, für die Melancholie des verlassenen Kaiserbergs. Ich schritt abwärts; auf demselben Pfad vielleicht, den der Rothbart ging, wenn er von der Burg zum Dorfkirchlein niederstieg. Das ist das einzige noch übrige gleichzeitige Zeugniß der großen Vergangenheit. Eine Thür ist zugemauert. Es ist dieselbe, durch welche der alte Kaiser aus und einging. „Hic transibat Caesar“ lautet die Inschrift über ihm. Sonst ist das Kirchlein jeden Schmuckes baar; allein jene Eine Inschrift genügt; sie macht uns die alte Zeit fast greifbar lebendig, die Zeit, deren Größe auch durch die der Gegenwart nicht gemindert oder getilgt werden kann.

Vom Hohenstaufen geht man am besten nach Göppingen zur Eisenbahn. In des seligen Philipp Schartenmeyer vortrefflichem Heldengedicht vom großen Kriege gegen Frankreich ist das schwarz auf weiß als wohlgemeinte Anmerkung zu seinem Ehrengedächtniß für den Vorgänger des neuen Kaisers, den alten Rothbart, zu lesen. Aber der anerkennenswerthe Fingerzeig des wackern „Präceptors“ war damals noch nicht gedruckt, ich hatte es mir selber zu verdanken, daß ich den rechten Weg nach Göppingen und Plochingen und endlich bis Abends nach Kirchheim fand. Näher als vom Hohenstaufen und darum übersichtlicher lag die Alb vor mir, eine lange gerade, nur von wenigen, kaum über die Bergfläche sich emporhebenden Gipfeln unterbrochene Linie. Das erscheint einförmig, ermüdend. Aber dem verweilenden Auge theilt sich bald jene Linie in eine Menge aneinander gereihter sargförmiger Berge, mit welchen hie und da eine Kegelform, selten eine Halbkugel wechselt. Auch das dünkt uns noch keine besondere Schönheit. Aber da wirft die sich neigende Sonne einen Strahl auf die Ferne und auf einmal erheitert und belebt sich das ganze Bild. Die dunkle Farbe des Gebirges wird durchsichtiger, der Sonnenschein gießt eine leichte Röthe darüber, und in ihr tritt bisher ungeahnter Wechsel der Form hervor. Reiche, die Höhen weit hinauf bekleidende Buchenwälder schimmern entgegen, Vertiefungen mannigfaltiger Thäler eröffnen sich zwischen den mehr und mehr von dem ganzen Bergzug abgelösten Massen; wie funkelnde Punkte erscheinen, wo die Vorhügel einen Blick durchlassen, Dörfer und Städte; am Fuße der Berge hin und in sie hinein ziehen sich üppige Obstwälder; die Höhen sind mit weißen Kalkfelsen, die vom Grün der Wälder sich jetzt deutlich abheben, übersät, und auf den vereinzeltten Gipfeln zeigt das scheidende Tagesgestirn vorher unbenannte Schlösser und Ruinen.

Die Alb hat ihre Charakteristik so gut und so prägnant, wie irgend ein Gebirgszug im deutschen Land.

In früher Morgenstunde standen wir auf der Deck. Der Weg zu ihr hinauf war nicht leicht zu finden. Mähder schnitten das thaufrische Gras an den Berghalben, aber sie waren schlechte Wegweiser. Dazu täuscht der aus

dem Walde vorstoßende, massiv zusammengeballte Fels, den man leicht für die Grundmauer der Burgruinen hält. Aber an ihn hinaufzuklimmen würde Lebensgefahr bringen. Nur ein enger Waldpfad führt auf die rechte Steige. Wir fanden ihn glücklich. Der Eintritt in den alten Burgraum ist überraschend, denn es ist ein weiter, geräumiger Platz, den die verfallenen Mauern umstehen. Die diese einst erbauten und bewohnten, die Herzoge von Teck, hatten vom 12. bis zum 14. Jahrhundert ein ansehnlich Gebiet; dann verfielen sie, und die Geschichte hat von ihnen nichts weiter zu vermelden, als was das Buch der Könige auch schreibt: „und sie begruben sie in das Grab ihrer Väter in der Stadt David.“ Die „Stadt David“ wäre aber in dem Fall das Städtchen Dwen, in dessen Kirche jene Herzöge ihrer Urständ entgegenschlummern, und an das man von der einen Seite der Burg niedersteht; — in das reizende Thal, das da ganz unter einem liegt, eine verlockende Perspektive für weitere Wanderung. — Auf der anderen Seite der Ruine bietet der Blick ins fernere Neidlinger Thal ein ganz anderes Bild: bizarre Kalksteinformationen, hintereinandergeschobene Hügel, dadurch nur wie verstohlen zu Gesicht kommende Thalöffnungen und in diesen wieder allerlei Burgen mit Ritterromantik und Sagenpuck. Und zwischen diesen beiden, zur Rechten und Linken der Teck gestellten Landschaftscoulissen war nun ein gutes Stück offenes Württembergers Land vor uns ausgebreitet, aus dem das Fernrohr des Försters, der zur Reisezeit auf der Teck bei Stuttgart, heranzog. Es war ein Glück, daß wir diesen edlen Grünrock gerade auf seiner Filiale fanden, fast weniger um seines Ferns, als eines andern Glases willen, das er mit der dazu gehörigen Weinflasche in einem kühlen Kellerchen verborgen hält und auf Verlangen dem müden Wanderer kredenzt. Mit bloßer Gegend kommt man schlecht aus. Aber im guten Schwabenland braucht man nicht lang zu hungern oder zu dürsten. Gibt's sogar in alten Burgtrümmern etwas anderes Trinkbares, als „schlecht Wasser“, wie's im Katechismus heißt, so fehlt's noch weniger auf anderen Wegen und Stegen an allerlei trostreichen Zeichen, die fast ohne Ausnahme zu guter Herberg weisen. Solche ward uns auch in der Post zu Dwen. Ein forellenreiches, lichtklares Flüsschen rauscht durch das Renninger Thal. Seiner edlen Bewohner etliche standen wohlbereitet auf unserm Mittagstisch. Dann gingen wir sein Ufer selbst entlang.